Postillon d'amour.

Eine lustige Reiseerinnerung
von Edith Reumert.

Es war in dem goldenen Zeitalter der Postillone in den herrlichen entschwundenen Tagen der Romantik.

Er war achtzehn Jahre alt, ein neugebackener Student, bald schwärmerisch gestimmt, bald übermüthig wie ein Füllen und geneigt zu den kleinen heitern Abenteuern, von denen die Welt so schwindelnd voll ist, wenn man nur Jugend und Humor genug besitzt, um sie im Fluge zu erhaschen.

— — — — — — — — —

Der gelbe breitspurige Wagen mit seinem rothen Postillon rollte vor das Posthaus in Saeby. Der Postillon schwang sich vom Bock, schlug die schwere Wagenthür auf und tutete in sein Holzhorn.

Die Leute in Saeby drehten sich in ihren Betten um. Na — die Uhr war also zwölf. Und sie schnarchten weiter.

Der junge Student kam aus dem Posthaus und sprang leicht wie eine Feder in den Wagen.

Es war zur Zeit der hellen Nächte. Doch die hellen Nächte sind in Dänemark zuweilen sehr dunkel, und er war sich nicht gleich darüber klar, ob er der einzige Passagier war. Ja — dem Himmel sei Dank! Er war allein. So konnte er ein ordentliches Schläfchen thun.

Er hatte grade sein weniges loses Gepäck und sich selbst tief in der warmen Wagenecke zurechtgelegt, als der Postillon im letzten Augenblick die Thür aufriß. Zwei verspätete Passagiere, zwei Damen — soviel konnte er in der Dunkelheit unterscheiden — wollten noch nach Aalborg mit, Mutter und Tochter, wie sich bald feststellen ließ.

„Alvida, beeile dich doch, mein Kind. Es ist höchste Zeit. Und sei vorsichtig, heb' den Rock gehörig hoch, denke dran, daß du ein feines helles Kleid anhast, und diese Postwagenräder sind gewöhnlich nicht sehr sauber."

„Madame kann ganz ruhig sein. Der Wagen ist eben gewaschen und eingeschmiert," sagte der Postillon.

„Ja, eingeschmiert, das will ich glauben," sagte die Dame bissig. „Das fürchte ich ja grade wird meine Tochter auch werden."

Der Student drückte sich tief in die Ecke, um den Damen Platz zu machen. Aus dem Schlaf würde nun doch nichts werden! Nachdem der Wagenschlag mit einem wüthenden Knall zugeschlagen worden war, vernahm er nun zum ersten Male auch die Stimme der Tochter. Einen entzückend schalkhaften Ton hatte sie.

„Hast du gehört, Mama, daß er dich „Madame" titulirt hat? Nun ja, Papa ist ja auch nur Gymnasiallehrer, so gebührt dir nichts Besseres."

„Ein naseweiser Bursche!" antwortete die Mutter und ließ sich schwer wie ein Sack in die nächste Ecke fallen.

Für den Studenten war die Situation ein wenig peinlich, denn die beiden Damen hatten offenbar keine Ahnung davon, daß sie nicht allein waren. Er fand es daher in der Ordnung, seine Anwesenheit durch ein „Hm!" zu erkennen zu geben.

„O Gott, hier ist jemand!" rief die Erschrockene der beiden Damen. „Man sieht ja nicht die Hand vor den Augen in diesem schrecklichen Rumpelkasten."

Sie schlug mit der Hand in die Luft und traf den Studenten nachdrücklich zwischen Nase und Augen, da dieser sich vorgebeugt hatte, um die Damen zu begrüßen. Nach einer so intimen Berührung war die Vorstellung bald erledigt. Sie entschuldigte sich wegen ihres Attentats, und der Student versicherte galant, daß weder seine Augen noch seine Nase Schaden genommen hätten. Er erzählte, daß er sich auf einer Ferienreise nach einem Gutshof bei Aalborg befände, und die Damen sagten, sie befänden sich auf einer ähnlichen.

In seiner jugendlichen leicht entzündbaren Phantasie stellte er sich natürlich die junge Dame, die an seiner linken Seite saß, als ein Wunder von Schönheit vor. Sehen konnte er sie ja nicht, und so hatte seine Einbildung den weitesten Spielraum. Und dann diese Stimme. Die konnte man sich nur in einem schönen Körper denken. Der frische, naseweise Ton ließ annehmen, daß sie so ein lustiges, neugieriges Stülpnäschen hatte, wie er es besonders liebte.

Die Unterhaltung zwischen ihnen war bald im Gange. Die Mutter hielt sich sehr zurück, als habe sie das richtige Gefühl, sonst lästig zu werden. Immer seltener wurden ihre nichtssagenden jeweiligen Bemerkungen, die wie nüchterne Prosa hineinklangen in die jubelnde Poesie dieser Sommernacht, und nach einer halben Stunde war des Studenten heimlicher Wunsch erfüllt: ein verhältnißmäßig heftiges Schnarchkonzert war fortan der einzige Beitrag, den sie noch zur Unterhaltung lieferte.

Man muß zugeben, daß die Situation delikat war, höchst delikat. Einer von den glücklichen, nur allzu seltenen Zufällen des Lebens. Und dieses beneidenswerthe Los hatte einen Mann getroffen, der sein fast unbegreifliches Glück zu schätzen und auszunützen wußte. Er entfaltete seine ganze angeborene Liebenswürdigkeit. Wie dankbar war er nun für die Tüte kandirter Leckereien, die ihm seine kleine Kusine verehrt hatte. Sie ersetzte ihm eine Menge zeremonieller Einleitungsphrasen. Und die schöne Unbekannte offenbarte einen Appetit für kandirte Früchte, wie er es kaum zu hoffen gewagt hätte.

Wovon sie sprachen? Ach, wenn er das wüßte! Das meiste war natürlich ein thörichtes Gerede, wie Verliebte es so reizvoll finden. Ach ja, er erinnerte sich noch, daß er sich in eine tiefsinnige Erörterung darüber einließ, inwiefern man annehmen darf, daß die Thiere eine Seele haben, und daß er dabei mit der Fertigkeit eines Taschenspielers den Handschuh ihrer rechten Hand aufzuknöpfen suchte, und das geschah so selbstverständlich und so ganz ohne Widerstand von Seiten der schönen Unbekannten, als stände die Frage der Thierseele in allerengster Verbindung mit dem Aufknöpfen von Damenhandschuhen. Als er es endlich am Schlusse seines Vortrages als eine absolute und unerschütterliche Wahrheit feststellte, daß auch das stumme Thier eine Seele besitzt, lag ihre rechte Hand in ihrer linken, während er mit seiner andern ihren Handschuh in seine Rocktasche praktizirte als ein Liebespfand, das ihm keine Macht der Welt je entreißen sollte.

Wie weich und klein erschien ihm ihre Hand, ihre Weiße leuchtete ihm zu durch die tiefe Finsterniß des Wagens, er führte sie an seine Lippen und hielt sie lange zärtlich an seinen brennenden Mund. Er war im Zenith der Begeisterung, er küßte sie wieder und wieder, während er mit verzehrender Sehnsucht und äußerster Spannung den Anbruch des Tages im Osten erwartete, damit er die ganze Schönheit der Geliebten im klaren Lichte erschauen könne.

Sie versuchte nicht, auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. Sie ließ sich auffallend leicht und gern besiegen. Das wunderte ihn — doch nur für einen kurzen Augenblick. Es drängte sie wohl, wie ihn selbst, ihren brennenden Durst zu stillen nach ein wenig Poesie in diesem Jammerthal der Prosa, und sie war wohl — halb wider ihren Willen und ihre jungfräuliche Keuschheit — überwältigt von der Kühnheit, mit der er vorgegangen war, und fürchtete wohl am Ende, daß er in seinem gerechten Zorn Skandal machen könnte, wenn sie sich nicht ergeben seinem männlich kecken Willen und seiner stürmischen Leidenschaft beugte. Wer weiß — vielleicht war auch sie bezaubert von dem Klang seiner Stimme, wie er von dem der ihren. Genug, sie ergab sich in ihr Schicksal und ließ ihn ruhig ihre Hand behalten, die er plötzlich, von einer instinktiven Furcht gepackt, nervös untersuchte, um sich zu überzeugen, ob sie nicht etwa die goldene Fessel am vierten Finger trug.

Himmel, habe Dank! Sie war frei! frei!

Er sah sie bereits als seine ihm vor Gott und Menschen gesetzmäßig angetraute Gattin. Seine halbtrunkene Phantasie zauberte seinem innern Auge das Bild einer glücklichen Ehe und einer reichen Nachkommenschaft vor. Ach, wie würde er dieses entzückende kleine Wesen vergöttern, es auf Händen tragen von morgens bis abends und es füttern mit dem Inhalt einer unendlichen Reihe von Tüten mit kandirten Früchten.

Sie sprachen nicht sie waren in seliges Schweigen versunken. Er hatte den Arm um ihren geschmeidigen Rücken praktizirt, und vertrauensvoll legte sie den Kopf an seine Brust.

Die Mutter schnarchte weiter, ohne zu ahnen, daß das Schicksal ihrer Tochter in dieser stillen schmachtenden Nacht entschieden worden war.

Da begann der Horizont hinter seinen Höhen den matten Lichtschein anzunehmen, der den herannahenden Tag verkündet. Sein Herz klopfte immer gewaltsamer. Sie bemerkt seine wachsende Unruhe und sie begriff die Ursache. Sie war selbst gespannt und benommen. Und ganz sacht hob sie den Kopf und blickte auf zu seinen männlichen Zügen. Und beim ersten Schein der rosenfingrigen Eos trafen sich ihre Blicke, und instinktiv und plötzlich erhob er sich mit einem Ruck und entfernte ihr liebenswürdiges Antlitz ein wenig von dem seinen. Ein kalter Schauer überrieselte ihn, der beim Nackenwirbel begann und keine Ruhe fand, ehe er seinen ganzen Körper bis hinab in die große Zehe passirt hatte.

Fräulein Alvida bemerkte sein Uebelbefinden. Sie wandte das Gesicht nach dem Fenster auf der andern Seite und erblaßte, während die rosenfingrige Eos mehr und mehr erröthete.

Ihr himmlischen Mächte! Warum mußte er so hart gestraft werden? War seine Schuld wirklich so groß?

Er betrachtete mit tiefem Weh Alvidas Nase. Ach — es war keine Stülpnase! Sie war breit und flach mit zwei kreisrunden, weit offenen Nasenlöchern. Ihr Mund war viel zu groß und ihre Kinnbacken in einer Weise entwickelt, die ihre unbezähmbare Gier nach kandirten Früchten rechtfertigte.

Er war stumm — und er blieb stumm. Er fühlte einen schier unüberwindlichen Drang, die Wagenthür aufzureißen und allem zu entschlüpfen, hinaus über die Heiden und Felder. Doch — der Turm der Rudolfi-Kirche zeigte sich bereits. Aalborg konnte nur noch eine Viertelmeile entfernt sein. Nein — er wollte die Qual aushalten wie ein Held!

Endlich, endlich rollte der Wagen über die Steinbrücke der Stadt. Und die Mutter erwachte. Sie rieb sich die Augen, und als sie über die Situation klar wurde und die Sache überlegte, betrachtete sie ihre Tochter und den Studenten mit einem forschenden Blick. Da sie jedoch weder in seinem, noch in ihrem Mienenspiel Grund zu Befürchtungen fand, war sie beruhigt

„Na, ich hab' mal gut geschlafen! Du wohl auch? Und Sie?"

„Ja — — ja!" antwortete der Student, „ich habe sogar noch obendrein einen garstigen Traum gehabt!" Er wußte ja, daß er in wenigen Minuten ein freier Mann war, und das gab ihm den Muth, sich als Brausewind zu geriren.

Da hielt der Wagen. Mit einem heftigen Griff riß der Kutscher den Schlag auf. Der Student lüftete die Mütze und wollte mit einem raschen Lebewohl Abschied nehmen. Fräulein Alvida vergönnte es ihm nicht, so leicht zu entkommen. Hurtig sprang sie auf, stellte sich ihm in den Weg, so daß sie die Thür sperrte, und schien etwas im Wagen zu suchen; sie wollte sich an dem Treulosen rächen und setzte alles auf eine Karte.

„Gott mag wissen, wo mein einer Handschuh geblieben ist," sagte sie mit der unschuldigsten Miene der Welt.

„Dein Handschuh?" schmollte die Mutter. „Hast du nun wieder deine Handschuhe verlottert?"

„Ja, aber er muß hier sein Mama! Ich hatte beide als wir in Saeby in den Wagen stiegen." Und Fräulein Alvida wandte sich plötzlich nach dem Studenten um. Die Erörterung über seinen schnöden Rückzug machte sie kühn. „Wissen Sie nicht, wo er ist?"

„Nun," antwortete er entschlossen, „Ihr Handschuh? Ist es nicht dieser hier?" Die zugespitzte Situation gab auch ihm Muth, und, als sei es die natürlichste Sache von der Welt, zog er ihren Handschuh aus der Rocktasche. Aber da erhob sich die Mutter von ihrem Platz. Ihre Stimme zitterte vor Aerger.

„Der Handschuh meiner Tochter! Wie kommt meiner Tochter Handschuh in Ihre Tasche, mein Herr? Das ist vielleicht geschehen, als Sie so garstig träumten, wie Sie sich dorhin auszudrücken beliebten?" zischte sie.

„Ja — allerdings," antwortete der Student, „es muß geschehen sein, während ich träumte."

Und mit einem raschen Sprung war er aus dem Wagen und verschwand um die nächste Ecke.

Der Kachelofen.

Skizze von Fritz Müller.

Richard Breitschmidt war Beamter der Handelsbank. Schon an die zwanzig Jahre oder so. Dort führte er das Kontokorrent F bis H. Kunden, die mit F anfingen, die mit G anfingen, und Kunden, die mit H anfingen, bildeten den Umriß seiner Lebensarbeit.

Das war nicht immer so. Richard Breitschmidt war vom Lande. Dort war sein Horizont erheblich weiter, als er noch ein Junge war. Dann bog sein Lebensweg, der Bildung halber, in die Großstadt ab.

In der Großstadt gibt es keine Horizonte. Nur kleine blaue oder wolkige Quadrate oder Dreiecke giebt es dort, die die Straßen aus dem Himmel schneiden. Und Richard Breitschmidts Dreieck war umgrenzt von F bis H.

War er traurig deshalb oder war er zufrieden? Wie kann ich es sagen, wo doch Richard Breitschmidt selber es nicht wußte. Wenn man zwanzig Jahre lang Kontokorrente von F bis H einträgt, so ist man weder traurig noch zufrieden. Gemüthszustände haben keinen Platz zwischen F und H.

Und außerhalb von F, G und H? Ach, Richard Breitschmidts Interessen wurden mit der Zeit auch draußen immer enger. Das kommt von selbst so, daß man die Schablone des Berufes auf die Straße, in die Wohnung mitnimmt. In Richard Breitschmidts Junggesellenwohnung. Ein kleiner Vogel im Käfig und ein alter Salamander in einem Aquarium waren dort die einzigen beiden Dinge, die sich nicht von F und G und H umgrenzen ließen.

Aber seine Freunde, sagt ihr, hatte er denn keine Freunde? Freilich waren da die Freunde, berufliche natürlich. Durch diese aber ward er sicher nicht aus seinem Trott geworfen. Ein L-bis-M-Mensch und ein R-bis-T-Mensch trempelt keinen F-bis-H-Mann um. Noch viel weniger ein Stammtischkrug beim „Weißen Bären".

Gewiß, da waren noch die Bücher, das Theater. Aber Richard Breitschmidt hatte wenig Sinn dafür. Wenn man in seiner Jugend in dem großen Buche lesen durfte, das Natur heißt, wenn man, stundenlang im Gras liegend, dem ewig wechselnden Wolkentheater da droben zugeschaut hat und die Rehe aus den Waldkulissen treten sah, steht man nicht mehr lange Stunden vor der Kasse, um ein billiges Galeriebillett zu ergattern.

So kam es, daß des Richard Breitschmidts Leben immer mehr auf F bis H zusammenschnurrte. Das heißt, er selber wußte nichts davon. Allmählich wuchs er in das F bis H organisch ein und nahm es als ein Schicksal, welchem jedermann verfällt.

Nur wenn er Sonntag Nachmittag dem alten Salamander zusah und den Vogel singen hörte, tauchten alte Bilder auf. Als Knabe lief er wieder durch das Dorf mit nackten Füßen. Als übermüthiger Hosenfenz fuhr er mit seiner Haselgerte in die Gänse und Enten und vermischte seine Feldherrnstimme mit dem jämmerlichen Geschrei des Federviehs. Als Junge saß er wieder im Gebälk des alten Kirchthurms bei der Uhr und ließ sich wohlig grueln, wenn es zwölf schlug am hellen Mittag. Als Abenteurer zog er durch das Waldmoos und war auf Du und Du mit allerlei Gethier. Als braver Enkel saß er in den langen Winterabendstunden auf der Ofenbank und lorchte seinem runzligen Ahnel zu. Nein, was hatte auch die Großmutter für unerschöpflich viele Geschichten erzählen können!

Aber, wenn er's recht bedachte — nicht, was sie sagte, war es, was die braunen runden Jungenaugen leuchten machte, sondern wie sie's sagte. Diese Stimme war es, die sich in der heimeligen Ofennische fing und von dort aus wie ein raunendes Wassergeflüster auf den Richard eindrang.

Da war es, daß er nur die Stimme hörte und die Worte nicht. Zu der Stimme aber that er selber das, was sein Auge während des Erzählens von den Ofenkacheln ablas. O, diese Ofenkacheln! Bilder waren darauf gezeichnet und gemalt. Eine Fülle von Figuren schob sich dort herum. Und nur auf jeder fünften Ofenkachel wiederholte sich das Bild. Aber bis er die Bilder der vier Ofenkacheln mit der Stimme seines Ahnels zu Geschichten verwebt hatte, kam ihm das fünfte Kachelbild von neuem als ganz unerwartet vor. Ein Gewoge gab das und ein Durcheinanderschlingen. Ritter waren da und Heilige, Löwen spazierten auf den Kacheln wohlgemuth herum. Ein Gockel saß auf einem Löwen und krähte. Ja, und dann war eine Riesenschlange da, die wand sich über drei große Kacheln hin, und aus der dritten züngelten drei feurige Zungen aus dem aufgesperrten Schlangenrachen. Dann war ein Sonnenaufgang da mit einer viereckigen Sonne. Jawohl, einer viereckigen Sonne. Er sah die vier Sonnenecken heute noch, wenn er die Augen zumachte. Das Schönste aber waren die Blumen auf den Ofenkacheln.

Es war schon richtig: solche Blumen gab es nirgendwo auf Feldern und in Gärten. Wenigstens hatte er, der Richard Breitschmidt, noch niemals Blumen mit menschlichen Gesichtern gesehen — Mädchenblumen, Ritterblumen, Geizhalsblumen — aber das war ja doch das Feine, daß es solche Blumen nur auf seinem Kachelofen gab. Eine jede solche Blume war allein ein Märchen, das man freilich niemand erklären konnte. Nein, das man selbst ablesen mußte aus den wundersamen krausen Strichen.

Das alles fiel dem Kontokorrentbuchhalter F bis H bei der Handelsbank, dem Richard Breitschmidt, dann und wann ein, wenn er am Sonntagnachmittag ein wenig seinem alten Salamander zusah und wenn der gelbe Vogel sang.

Aber eines Tages starb der gelbe Vogel und eine Woche darauf der alte Salamander. Da fiel dem Richard Breitschmidt nichts mehr ein am Sonntagnachmittag, sondern er ging schon ein wenig früher zum Bier als sonst. Und beim Bier im „Weißen Bären" bei Berufsgenossen hat man wahrhaftig anders zu sagen, als von Bildern auf alten Kachelöfen zu berichten.

Und so wäre der alte Kachelofen tot gewesen, hätte er nicht eines Tages doch wieder unvermutet vor ihm gestanden. Und zwar nicht nur in der Erinnerung sondern leibhaftig. Das kam aber so.

Die Handelsbank bekam mit einem Kunden einen schwierigen Prozeß. Da galt es, die Kontokorrente längstvergangener Jahre nachzuschlagen. Die lagen auf dem Speicher droben. Des Kunden Name aber fing mit G an, und so kam es, daß der Richard Breitschmidt selbst auf diesen Speicher geben mußte. Er stöberte in alten Regalen, fand aber nicht das Rechte. Ob noch ein anderer Speicher da sei, fragte er den Hausverwalter.

Ja, sagte der, die ganz alten Sachen seien auf dem Speicher des Hauses nebenan, dem früheren Palais der Wolkersdorfer Freiherrn. Und es führe von dem Bankspeicher eine schmale Thür durch die Brandmauer. Hier sei der Schlüssel dazu.

Dort fand der Richard Breitschmidt was er suchte. Aber noch etwas anders fand er dort, was er nie und nimmer dort gesucht hätte. Den Kachelofen fand er. Nicht einen beliebigen Kachelofen, sondern den Kachelofen, wenn auch zerlegt in seine Theile.

Daß es nicht der Kachelofen seiner Jugend in natura sein könne, sondern etwa ein zweiter Ofen von demselben Ofenbauer, hätte er sich sagen müssen. Aber er sagte nur:

„Mein Kachelofen, mein lieber alter Kachelofen!" Weiter sagte er nichts. Sondern er ging auf ihn zu und streichelte vorsichtig über die alten bunten Kacheln mit den sonderbaren Malereien. Seine Phantasie fügte die alten lieben Kacheln wieder zusammen. Die alte halbkreisrunde Nische sah er wieder. Des runzeligen Ahnels Stimme hörte er wieder wie ein raunendes Wassergeflüster. Und zu der Stimme that er das, was seine Augen auf den Ofenkacheln sahen, den Löwen und den Gockel darauf, die Riesenschlange und die viereckige Sonne und die Blumen mit dem Menschenantlitz — Mädchenblumen, Ritterblumen, Geizhalsblumen . . .

Es war schon Dämmer als Richard Breitschmidt mit dem alten Kontokorrent in die Bureaus herunterkam. Das alte Kontokorrentbuch trug er unterm Arm. Unterm Herzen aber trug er seinen Kachelofen. So schwer der war, er trug an ihm nicht schwer. Im Gegentheil, es war ihm leichter, als seit Jahren.

Fröhlich wanderte er an diesem Tage nachause anstatt in den „Weißen Bären". In einer Ecke seines großen Wohnzimmers saß er und schaute in die andre Ecke. Die war aber so arg leer, dachte er. Da konnte man ganz gut etwas hinstellen, damit es nicht mehr gar so leer in seinem Zimmer aussah.

Aber was stellte man da wohl am besten hin? fragte er sich scheinheilig, als hätte er die Antwort nicht schon vor der Frage über den Bergen leuchten sehen. Ja, ja, der Kachelofen hätte dort wohl Platz gehabt.

Ein wenig fuhr er doch zusammen. Welcher Kachelofen? Doch nicht der fremde Kachelofen im Speicher im Palais der Freiherrn von Wolkensdorf? I bewahre, sein Kachelofen selbstverständlich, nicht ein fremder.

Am andern Tage bei Geschäftsschluß trug der Kontokorrentbuchhalter F bis H das alte Kontokorrentbuch wieder an seinen Platz.

„Den Schlüssel, bitte!" sagte er zu dem Hausverwalter. Dann ging er bei der Garderobe vorbei und blieb einen Augenblick stehen.

Eigentlich kann ich meinen Havelot schon gleich jetzt anziehen, sagte er sich, legte ihn eilig um und sprang die alte Treppe zum Speicher hinauf.

Als er wieder herunter kam, trat er mit dem linken Fuß etwas fester auf, und auf derselben Seite bauschte sich sein großer Havelot kaum merklich. Den Schlüssel reichte er dem Portier durch das Schiebefenster seiner Loge, dabei lächelte er.

Ich werde den Schlüssel jetzt nicht mehr nöthig haben, dachte er, zum Glück vergaß ich, zuzusperren.

Und dann ging er fröhlich durch die dichtgefüllten Straßen. Unterwegs trat er auf einen Augenblick in einen offenen Hausgang ein und schlug ein wenig den linken Flügel seines Havelots zurück. In dem ungewissen Schimmer einer Laterne gleißte ihm entgegen ein Löwe mit einem Hahn darauf, der krähte.

Feierlich stellte er sich diesen Abend in seinem Zimmer vor der großen leeren Ecke auf, warf den Havelot mit einem Ruck zurück und — legte den Grundstein zu einem späteren Kachelglück.

„Was machen Sie da, Herr Breitschmidt?" fragte seine gutmüthige Wirthin.

„Es ist ein Andenken an meine Jugend," sagte er, „ich bitte um die Erlaubniß, Frau Rebendörfer, daß ich nach und nach auch die andern bringe."

„Aber, Sie haben doch den Heizkörper dort von der Zentralheizung, ich kann doch unmöglich einen Kachelofen"

„Beruhigen Sie sich, Frau Rebendörfer, er soll nicht zum Heizen sein, nur zur Zierde — hier, sehen Sie!"

Und dann zeigte er ihr den sanften Löwen mit dem krähenden Hahn.

„Morgen bringe ich einen Ritter, und dann Schlangen und dann Blumen — Blumen mit menschlichen Gesichtern, Frau Rebendörfer — können Sie sich das vorstellen? — O, es wird wunderschön!"

— — — — — — — — —

Und eines Sonntags war es wirklich wunderschön in seiner Stube. Andächtig saß er vor dem Kachelofen, ging liebevoll an ihm hin und her, setzte sich wieder, befühlte die Kacheln, streichelte den Löwen mit dem Hahn, fuhr mit dem Zeigefinger der langen Schlange über drei Kacheln nach, umfuhr mit demselben Finger die Konturen der Ritter und der Heiligen, vertiefte sich in die menschlichen Blumengesichter, setzte sich wieder hin und lorchte einer eingebildeten Stimme zu, die aus der Nische kam.

Und als später noch Frau Rebendörfer hereinkam, hätte er sie auf ein Haar zu einem Tanz vor dem Kachelofen aufgegangen.

Bevor er diesen Abend schlafen ging, sah er noch einmal nach seinem Kachelofen hinauf

„Hm!" sagte er, „eigentlich ist die Feier ein wenig verfrüht, es fehlen noch zwei Kacheln — na, eine morgen und die andere Dienstag — oder soll ich sie morgen, weil es doch die letzten sind, gleich alle beide?"

— — — — — — — — —

„Na, Herr Breitschmidt," sagte der Kontokorrentbuchhalter R bis T in der Garderobe, „Sie brauchen wahrhaftig keinen Havelot mehr anzuziehen, jetzt, wo's Frühling ist."

„Sie haben recht," sagte der Angeredete, „von morgen ab lasse ich ihn zu Hause."

Dann wartete er ein wenig, bis die Garderobe leer war, und huschte geschwind die leere Treppe zum Speicher hinauf.

Das letzte Mal, dachte er, während er immer zwei Stufen auf einmal nahm.

Als er herunter kam bauschte sich sein Havelot nach beiden Seiten unmerklich. Die letzte Treppe stieg er herunter. So fröhlich wurde er dabei, daß er halblaut ein Liedchen pfiff. Eben wollte er an der Portierloge vorbeigehen, da ging die Thür rasch auf. Eine hohe Gestalt kam herein. Es war der Direktor, der etwas vergessen hatte.

Mechanisch wollte Herr Richard Breitschmidt mit der rechten Hand grüßen, wie er's immer that, —

Rumpum — klirr — da lag die eine Ofenkachel auf dem Steinboden in Scherben.

Starr vor Schrecken fiel auch Herrn Breitschmidts linker Arm herab.

Rumpum — klirr — da splitterte auch die zweite Kachel auf dem Boden.

Der Porter kam heraus. Der Direktor maß den schlotternden Beamten mit einem durchdringenden Blick, er blickte dann auf eine große Scherbe am Boden, wo die Schlange eine dreifache Zunge aus dem Munde streckte, und hörte auf die erklärenden Worte des Hausverwalters.

„Nun, Herr Breitschmidt," sagte er, „was haben Sie darauf zu sagen?"

„Es ist meine Schlange", stotterte er, „meine Blumen, mein Kachelofen, Herr Direktor!"

„Kommen Sie mit!" donnerte der Direktor. „Und Sie zeigen uns den Weg!" fügte er, zum Portier gewandt, hinzu.

Dann stiegen die drei Menschen über die Treppen, gingen durch einen Speicher, durch eine angelehnte Thür auf den Speicher des alten Palais derer von Wolkensdorf.

Und jetzt standen sie vor rohen Tonröhren und ein wenig Lehm und Stroh als elenden Ueberresten eines Kachelofens, der in einer großen Stube auf seine beiden letzten Kacheln wartete.

„Herr Breitschmidt, Sie sind entlassen!" sagte der Direktor.

Die Früchte als Mittel zur Zahnpflege.

Die Reisenden in südlichen Ländern wissen oft nicht genug die herrlichen Gebisse zu loben, die sie unter den Eingeborenen zu beobachten hatten und die sie als allgemeine Erscheinung und nicht wie bei uns als Seltenheit bezeichnen. Sie sind in der Mehrheit darin einig, daß die einfache, früchtereiche Nahrung dieser Leute die Ursache davon ist. Obstesser haben auch bei uns gute Zähne, und das aus mehreren Gründen: einmal dient das Obst zum Aufbau guter, kräftiger Zähne, und fürs andere ist dasselbe durch seinen Säuregehalt ein hervorragendes Zahnreinigungsmittel. Ich habe es an mir selbst erprobt und meinen Zahnsteinansatz schwinden sehen, als ich eine ordentliche Obstkur begann. Auch Kräuter und Wurzelgemüse wirken vortheilhaft auf die Zähne.

Durch ihren Gehalt an Nährsalzen sind die Früchte von größter Bedeutung für die Erzeugung eines guten Zahnmaterials. Aber von wunderbarer Wirkung sind dieselben vor allem als zahnreinigende und desinfizirende Mittel. Hierüber sind einige eingehende Erörterungen am Platze.

Wenn wir einen Apfel oder eine Birne oder eine Traube genießen, kommt die frische, schwellende Lebenskraft, die sich in den Zellen der Früchte birgt und die uns die Sonnenwärme darin gewissermaßen aufgespeichert hat, mit allen Zähnen, selbst den abgelegensten Ecken und Winkeln in Berührung, putzt den Zahnschmelz blitzblank und verscheucht die krankheiterregenden Spaltpilze. Was aber diesem ersten Angriff noch nicht erliegt, das weicht der in Früchten enthaltenen alkalischen Säure. Diese Säure vermag sogar dicke Schichten des häufig auf dem Zahnschmelz sich festsetzenden Zahnsteins — einer kalkigen Masse, die durch geringe Beschädigung der betreffenden Zähne entsteht — mit der Zeit aufzulösen. Daß aber der Zahnschmelz selbst durch die Säuren nicht zerstört wird, dafür sorgt das in der Zahnsubstanz enthaltene Natron, welches die Eigenschaft hat, Säuren zu binden, das heißt unschädlich zu machen. Auch sorgt die Natur bereits durch die überaus feine Vertheilung der Säure in der Frucht, daß dieselbe den Zähnen nicht verhängnißvoll werde. Nur unsere Entwöhnung von natürlicher Lebensweise läßt uns zuweilen den Säuregehalt einer Frucht im ersten Augenblick beziehungsweise während der ersten Zeit der Kur unangenehm empfinden. Aeußert sich aber auch sonst einmal, wie z. B. beim Genusse unreinen Obstes, ein zu starker Säurereiz, so äußert sich auch bereits die zarte Schleimhaut des Mundes als Warner, und bevor noch die Zähne davon gefährdet werden, wird von dieser Schleimhaut der Speichel abgesondert, welcher eine momentane Schutzhülle für die gereinigten Zähne bildet.

Wir müssen also den dauernden Obstgenuß als das vorzüglichste und naturgemäßeste Mittel für die Erzeugung, Erhaltung und Reinigung der Zähne betrachten.

Der scharfsinnige Schneider.

Rechtsanwalt: „Also, Herr Müller, der Studiosus Schlauch will Ihnen die Rechnung nicht bezahlen und Sie wollen jetzt Ihre Schuld gerichtlich eintreiben. Haben Sie dem Schuldner noch einmal die Rechnung überreicht und ihn um Bezahlung ersucht?"

Schneidermeister: „Freilich, gerade vorhin."

Rechtsanwalt: „Was sagte er da?"

Schneidermeister: „Ganz wüthend brüllte er mich an: Gegen Sie zum Teufel!"

Rechtsanwalt: „Nun, was war Ihre Antwort?"

Schneidermeister: „Ich sagte nichts mehr, aber natürlich eilte ich sofort zu Ihnen, Herr Rechtsanwalt."

Kurz, aber gut.

In einer Schule wurde als Aufsatz-Thema gegeben: „Schilderungen der Gefühle beim Bergsteigen." Viele Schüler lieferten weitausgesponnene Herzensergüsse. Einer aber faßte seine Gefühle in den Satz zusammen: „Wenn ich nur schon oben wäre!" Unter lebhafter Heiterkeit des Lehrers und der Schüler wurde diesem Aufsatz die beste Note zuerkannt.

Die öffentlichen Bibliotheken in Amerika.

Was öffentliche Bibliotheken anbetrifft, so ist Amerika auch den ältesten Kulturländern der alten Welt erheblich voraus. Man muß diesbezüglich nicht so sehr an die großen Bibliotheken denken, die mit einem Kostenaufwand von Millionen errichtet worden sind und die seltensten und theuersten Werke in allen Sprachen enthalten, wie an die kleinen Bibliotheken, die in allen Theilen des Landes in allen großen und mittleren Städten und sehr zahlreich sogar auch in recht kleinen Städten existiren und es dem Publikum ermöglichen, gute Lektüre bequem und unentgeltlich zu erhalten. Grade diese kleinen Bibliotheken sind es, die den breiten Massen zugute kommen. Die großen Bibliotheken werden zwar auch stark besucht, aber doch weniger von dem großen Publikum, sondern von Leuten der Wissenschaft, die in den dortigen Bücherschätzen Informationen finden, die ihnen sonst an keiner andern Stelle oder doch nur gegen erhebliche Kosten geboten werden könnten, während unsre öffentlichen Bibliotheken bekanntlich frei sind. Der wichtigste und segensreichste Fortschritt, der in unsern öffentlichen Bibliotheken gemacht worden ist, besteht wohl darin, daß sich jedermann ein Buch ausleihen und es daheim lesen kann. Alles, was dazu nöthig ist, ein Buch zu erhalten, ist die Unterschrift eines Besitzers von Grundeigenthum, eine Unterschrift, die überall leicht zu haben ist. Die Zeitdauer, während der man ein Buch zuhause behalten darf, ist reichlich bemessen. Für Ueberschreiten dieser Zeitdauer sind allerdings einige Cents Strafe zu bezahlen, allein das geschieht nur aus dem Grunde, um ein rechtzeitiges Wiederbringen der Bücher zu sichern und dadurch die Auswahl in den Bibliotheken stets möglichst reichhaltig zu erhalten. Man hört von der Benutzung solcher Bibliotheken im allgemeinen nur wenig, aber wenn eine Statistik darüber existirte, so würde man sich wundern, in welch ausgedehntem Maß sich das Publikum die gebotene Gelegenheit zunutze macht. Und wo es irgend angeht, werden in den entfernter liegenden Stadtheilen und auch in den Vorstädten Zweigbibliotheken eingerichtet, die sich einer stetig zunehmenden Inanspruchnahme erfreuen und dadurch beweisen, daß sie einem wirklichem Bedürfnisse entsprechen. Man findet auch in den kleinsten öffentlichen Bibliotheken eine gute Auswahl der Klassiker, manche sogar in der Originalsprache, populär wissenschaftliche Werke und gute Novellen, aber man findet in ihnen keinen literarischen Schund, der nachtheilig auf den Geschmack des Publikums einwirkt. Die früher in vielen Millionen von Exemplaren vertriebenen Schundnovellen sind, seitdem das Publikum gute Lektüre umsonst haben kann, mehr und mehr vom Büchermarkt verschwunden, und mit ihnen die Geschmacksverirrungen, die besonders bei der Jugend durch diese Art Lektüre genährt wurden.

Solche Unwissenheit.

Die ländliche Zuhörerzahl war in der Village Hall versammelt, um einen umherreisenden Redner mitanzuhören. Der Vorsitzende gebot mit einem Wink einer rothen seiten Hand Schweigen und stellte der Versammlung den Vortragenden vor, verkündete auch das Thema des Vortrages, welches ja vorher schon öffentlich angeschlagen worden war: „Sport-Riesen.".

Der Redner legte los, und je mehr er sprach, desto beredter wurde er. Er erzählte von den Männern, die die menschenfressenden Tiger und die furchtbaren Löwen und Elephanten erlegten, kam dann aber auch auf die berühmten Faustkämpfer zu sprechen, und setzte sich schließlich nieder, mit sich selbst und seiner Leistung zufrieden. Die Zuhörer hatten ihm gespannt gelauscht. Da rief einer der Zuhörer vor:

„Na, und sagen Sie nichts von Mr. Gribbs?"

„Gribbs, Gribbs?" sagte der Redner langsam aufstehend. „Ich entsinne mich nicht, den Namen schon gehört zu haben."

„So? Und da kommen Sie hierher, um uns etwas von Sport-Riesen vorzureden?" schrie ärgerlich ein kleiner Mann in der zweiten Reihe. „Da warten wir und warten wir darauf, was Sie von ihm sagen werden, und Sie wissen nichts davon? Nichts von Mister Gribbs, der der Sekretär von unserem Faukampf-Klub ist und seine 300 Pfund wiegt?"

„Um Leben und Tod."

Ein vielbeschäftigter Arzt, der in seinen vormittäglichen Arbeitsstunden unter keinen Umständen gestört sein wollte, schärfte dem neuen Dienstmädchen ein, daß er für Niemand zu Hause sei. „Hören Sie, Marie, für absolut Niemand, es sei denn, daß es sich um Leben und Tod handelt!" — Bald darauf klopfte das Mädchen an: „Ein Herr wünscht Sie zu sprechen." — „Habe ich Ihnen nicht klar und deutlich gesagt, daß ich nur —" — „Das habe ich auch dem Herrn gemeldet, der behauptet aber, es handle sich um Leben und Tod." — Nun begab sich der Arzt doch nach seinem Wartezimmer, wo er sich einem — Lebensversicherungs-Agenten gegenübersah.